

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

278 (28.11.1914) Unterhaltungs-Beilage des "Volksfreund"

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 278 — 1914

Karlsruhe, 28. November

Sie sollen ihren Christbaum haben.

Du deutsches Volk vom Nemel bis zum Rhein,
So arm ist keiner wohl in deinen Gauen,
Daß nicht ein Demd noch liegt in seinem Schrein —
Leert eure Truñ'n und Schränke, deutsche Frauen!

Und die ihr sitzt im weichen, warmen Nest —
Wägt nicht den Groschen, zählet nicht die Spenden!
Es naht das große, deutsche Weihnachtsfest:
O gebet all mit fröhlichen Händen!

Und schenkt du auch dein ganzes Hab und Gut,
Und bleibst kein Heller deinen jungen Erben —
Sie geben mehr, sie opfern ja ihr Blut,
Ihr Blut für uns im Leben und im Sterben.

Die harten Her-Helden, Sturmumbraust,
Wo an der Narew deutsche Reiter traben,
Und im Argonner Wald der Wölfer haust:
Sie alle sollen ihren Christbaum haben!

Die blauen Jungen auf der wilden Flut,
Der letzte Krieger fern im Schützengraben,
Der jüngste Flieger — jedes deutsche Blut:
Sie alle sollen ihren Christbaum haben!

Die rückwärtigen Verbindungen unserer Armeen.

Die oft außerordentlich verwickelte Art, wie die Verbindung mit unseren Fronten in Ost und West aufrecht erhalten wird, schildert Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne im „Kürmer“ (Herausgeber z. E. Hrhr. v. Grotthuß; Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart). Wir entnehmen dem Aufsatz folgendes:

Jede Armee erhält, wenn möglich, eine Eisenbahn als Stoppelinie — in Frankreich zwei bis drei. Im Feldzuge 1870 war die Armee vor Paris auf eine Linie — Bourd-Besme — angewiesen. Die Haupt-Stoppelinie verzweigt sich bei ausgebildetem Eisenbahnsystem in die feinen Verzweigungen der Neben- und Kleinbahnen. Ihre Verwaltung beansprucht einen gewaltigen Apparat von Beamten, Schutztruppen u. dgl. Die Kriegs-Stoppelinie, ein fein durchdachtes Reglement, regelt alle Verhältnisse. An der Spitze steht die Generalinspektion des Stoppelinienwesens mit einer Fülle von helfenden oder unterstützenden Organen. Der Stoppelinien beginnt an der eigenen Landesgrenze und erstreckt sich bis zur Front der kämpfenden Truppen.

Schon im Aufmarschgebiet wird für jede Armee die Hauptstoppelinie bestimmt und einer Stoppelinien-Inspektion unterstellt. Diese ist ausgestattet mit Stoppelinien-Regimenten, Feldverwaltungsbehörden, Sanitäts- und Gerichtsformationen, Post- und Zivilverwaltung, Munitionskolonnen und Munitions-Depots, Fuhrparkkolonnen, Feldtranspompagnien, Bäckerei-Kolonnen, Pferde-Depots, Magazin-Verwaltungen und Kraftwagen-Regimenten, Feldlazarett-Direktoren für jedes Armeekorps, Telegraphen-Direktion, Bau-Direktion, Post, Pferde- und Wagensdepot, Armeebefehlungsdepot; sodann als unterstützende Behörden mobile Stoppelinien-Kommandanturen für jedes Armeekorps und endlich Eisenbahntruppen zum Bau von Feldbahnen.

Jede Stoppelinie basiert auf der Sammelstation im Grennlande und dem Stoppelinienhaupteort hinter der Front der kämpfenden Armee. An der Landesgrenze intrudieren die Stoppelinienanfangsorte alle Transporte nach diesen Hauptorten. Vorwärts der Anfangsorte liegen die Uebernahmestationen, wo der Kriegsbetrieb der Eisenbahnen beginnt — geleitet durch die Militär-Eisenbahndirektionen. Der Stoppelinienhaupteort ist benehlig und richtet sich nach der strategischen Lage. Von ihm zweigen sich ab die Landstoppelinienstrassen zu den einzelnen Armeekorps — diese sind in Abständen besetzt mit Landstoppelinienorten mit den nötigen Magazinen.

Die Eisenbahnen dringen aber selbst in den kultiviertesten und verkehrsreichsten Ländern nicht überall hin. Deshalb bedürfen die Armeen noch einer gewaltigen Menge von Fahrzeugen, von Pferden gezogen. Auch diese werden nicht genügen, wenn nicht die Technik der Jetztzeit ihren Leistungen zu Hilfe käme — einmal mit dem Kraftwagen und sodann mit den Feldkisten. Erstere mit teilweise gewaltiger Tragfähigkeit sind schon im Frieden gesichert worden für die Verwendung im Kriege — auf den gepflasterten breiten Straßen Frankreichs, die ein Neben-einanderfahren von vier Kolonnen gestatten, den routes impériales, die Napoleon III. geschaffen hat, donnern die schweren Kraftwagen der Berliner Brauereien, der Eisenindustrie usw. zu Tausenden. Die anfängliche Befürchtung, daß ihre Last die schwächeren Brücken eindrücken würde, hat sich bis jetzt als unbegründet erwiesen. Die leichten Kraftwagen, die massenhaft an die Städte und Truppen verteilt sind, vermitteln blüschnell den Befehlsumfang, die Evakuierung der Verwundeten vom Schlachtfeld selbst, einen guten Teil des Ordnonanzdienstes und selbst der taktischen Aufklärung. Die Feldkisten, die die Weissen in großen Kesseln selbst auf dem Marsch kochen, sind leichte Fahrzeuge, die sich überall durchwinden und den Truppenteil im Bidal zu einer Zeit erreichen, wo an die Ankunft der Bagage, mit ihr der Lebensmittelwagen und Marketenber, geschweige denn der Proviandkolonnen gar nicht zu denken ist.

Alle diese vorteilhaften Verhältnisse treffen für unseren westlichen Kriegsschauplatz zu mit seinen Kunststraßen, reichlichsten Eisenbahnsystem und unerlöschlichen Hilfsmitteln. Aber auch hier veranlaßt das Bedürfnis nach rückwärtiger Verbindung die Beschleunigung der Verrechnung der Eisenbahnnotenpunkte Rüttich, Ramur, Marbeuge, Manontillers usw. usw.

Ganz anders als in Belgien und Frankreich liegen die Verhältnisse der rückwärtigen Verbindungen im Osten.

Solange in Ostpreußen gerungen wurde, waren die Eisenbahnverbindungen und die guten Geerstrassen wohl inskonde, dem Heeresbedürfnis sowohl in taktischer Beziehung als in der Verpflegung zu genügen. Für das Kampffeld in Polen ändern sich aber die Verhältnisse. Drei große Eisenbahnlagen gewähren allerdings das Rückgrat für die Verbindung mit dem Mutterlande: 1. Ostrowo-Kalisch-Lodz-Warschau; 2. Oppeln-Czenstochau-Petrofow-Warschau; 3. Kattowitz-Kelzy-Radom-Wangorod. Das Eisenbahnnetz in Russisch-Polen ist aber weitmaschig, die ergänzenden Straßen sind im Spätherbst und Frühjahr, wo der Frost sie nicht härket, in einem wahrhaft fürchterlichen Zustand. Kunststrassen, makadamisierte oder gepflasterte Chaussees gibt es fast gar nicht. Eine militärgeographische Schilderung des Landes liegt nicht in der Bestimmung dieser kurzen Betrachtung, diese interessiert nur das Netz der Verbindungswege. Der Charakter des Landes ist eine Mischung von Sand und Weichland — nicht viel anders, als die Mark Brandenburg vor zwei Jahrhunderten ausah. Die Sümpfe und Seen spielen fast die gleiche Rolle wie in Ostpreußen. Dort hat sie Generaloberst Hindenburg zum Verderben der russischen Armee zu benutzen verstanden — möge es ihm in Polen auch gelingen.

Das reiche Sibirien.

Der Krieg im Osten und die Sorge um die deutschen Gefangenen in Rußland führt jetzt öfter als sonst zu der Frage: Was ist eigentlich Sibirien? Die meisten kennen es nur aus Berichten oder Erzählungen von den entsetzlichen Leiden, denen die politischen Verbannten ausgesetzt sind, und halten danach das ganze Land für öde, kalt und unfruchtbar. In Wahrheit ist Sibirien mit seinen unermeßlichen Wäldern, seinen zum Teil sehr fruchtbaren Steppen und seiner ungeheuren Fülle an Wild, Fischen und Pelzwaren ein sehr reiches Land. Es ist weit reicher als Kanada, das ähnliche klimatische Bedingungen und auch nahezu die gleiche Bevölkerungsdichte aufweist. Auch für die Kolonisation ist Sibirien besser geeignet, schon wegen seiner reicheren Waldbestände im südlichen Teil und seiner ungeheuren Stromgebiete, von denen z. B. dasjenige des Ob allein 1200 Zuflüsse hat. Im Ural, im Altai, am Amur und anderen Orten finden sich Gold, Silber, Platina, Kupfer, Eisen und Blei, es gibt dort umfangreiche und vielfach noch unberührte Steinsohlenlager, Graphit, Warmor, Koryphr, Saphir usw. Das Hochwild und die kostbaren Pelztiere haben infolge eines rücksichtslosen Raubjagdwesens in den letzten 50 Jahren allerdings zusehends abgenommen. „Zimmerlin gibt es, wie Dr. S. v. Rosen, dessen Mitteilungen wir diese Angaben verdanken, in der Zeitschrift „Weltverkehr“ berichtet, noch eine solche Fülle von Wild und Fischen aller Art, daß die in neuerer Zeit in Westsibirien entstandenen Konserverfabriken hier einen überaus günstigen Boden finden. Ein Vorkahn ist aus erster Hand immer noch für fünf Kopfen zu haben, und auf einer Fahrt auf dem unteren Ob zahlte ich ostjasischen Fischern für fünf mächtige Störe, die nicht weniger als 40 Pfund Stabier ergaben, nicht mehr als zwölf Rubel!“

Nicht allein in Europa, sondern auch im europäischen Rußland herrschen über das Klima Sibiriens immer noch recht falsche Vorstellungen, wobei man vor allem vergißt, daß dieses Land sich durch 32 Breitengrade erstreckt. Die für den Aderbau geeignete Bodenfläche reicht vom 45. bis zum 61. Breitengrade. Am meisten werden Weizen und Hafer gebaut, in geringerer Menge auch Roggen, Gerste, Buchweizen, Hirse, Erbsen und Kartoffeln. In neuerer Zeit hat man mit dem Anbau von Hanf und Flachsbegonnen und die südlichsten Bezirke eignen sich auch vortrefflich zur Tabakkultur. Die Gesamtproduktion dieses Gebietes, das ein Viertel von ganz Sibirien ausmacht, betrug zu Ende des vorigen Jahrhunderts bereits 2245 Millionen kg und dürfte inzwischen auf drei Milliarden kg gestiegen sein. In der Viehzucht wurden schon vor 20 Jahren einhunderttausend bis etwa 100 000 Rindtiere im Norden nahezu 11 Millionen Stück Vieh gezüchtet. Inzwischen hat besonders die Butterproduktion unter dänischem Einfluß einen großen Aufschwung genommen und ihre Ausfuhr ist so gefördert worden, daß die größte Sibirische Genossenschaft u. a. schon eigene Niederlagen in Hamburg, Berlin und Frankfurt a. M. unterhalten kann. In der jungen Industrie Westsibiriens nehmen die Gerbereien, Talgildeereien und Brauereibrennereien die erste Stelle ein.

Der Russe Schischow hat einmal gesagt, die Kolonisation Sibiriens habe in klarster Weise die völlige Impotenz des russischen Volkes erwiesen. Dr. v. Rosen bezeichnet dieses Urteil als zu hart, ist aber selbst der Ansicht, daß die moralischen und kulturellen Kräfte Rußlands zu einer vernünftigen Besiedlung und Ausbeutung des Landes tatsächlich nicht ausgereicht haben.

Die „Alabama“.

Bei dem Ruhme der „Emden“ war nicht selten davon die Rede, daß dieses deutsche Schiff so berühmt werden wird wie einmal die „Alabama“. Ob wohl die „Alabama“ der „Emden“ Vorbild war? Die „Alabama“ war ein Kreuzer der amerikanischen Südstaaten während des Sezessionskrieges (1861—1865), der durch seine abenteuerlichen Fahrten und die sich hieran knüpfenden völkerrrechtlichen Fragen („Alabama“-Frage) bekanntgeworden ist. Die amerikanischen Südstaaten hatten von Beginn des Krieges an verjagt, sich für den Schaden, den die nordstaatliche Marine anrichtete, durch einen ausgedehnten Kaperkrieg schadlos zu halten. Einer der hierzu bestimmten Kreuzer war die nach dem gleichnamigen amerikanischen Staate benannte „Alabama“. In Birkenhead bei Liverpool erbaut, war die „Alabama“ oder, wie sie ursprünglich hieß die Nr. 290, eine 1040 Tonnen verdrängende höl-

zerne Dampfjacht. Ihre beiden Maschinen lieferten zusammen 600 Pferdekkräfte und verliehen ihr eine verhältnismäßig hohe Geschwindigkeit von 11 Seemeilen in der Stunde. Auch ihre Segelebarkeit war anerkannt gut. Die Bewaffnung bestand aus sechs Geschützen, unter denen sich ein gezogener Hundertpfünder befand. Das Schiff verließ am 29. Juli 1862, die britischen Seebehörden geschickt täuschend, den Mersey und nahm bei der Azoreninsel Terceira ungestört Kohlen, Munition, Geschütze und ihre Kriegsbesatzung an Bord. Kommandant wurde Kapitän Semmes, der bereits vorher einen südstaatlichen Kaper, den „Sumter“, mit Glück geführt hatte. Am 24. August 1862 begann die „Alabama“ ihre Kreuzerfahrten, die sie zu dem gefährlichsten und erfolgreichsten Kaper der Neuzeit machen sollten. Gleich zu Anfang des Krieges begannen auch ihre Kreuzerfahrten sie zu einem Schrecken der Schiffahrt zu machen. Es fielen ihr im Atlantischen Ozean eine ganze Reihe amerikanischer Schiffe in die Hände. Mitte November wurde Martinique angelauten und die Kreuzfahrt mit gleichem Erfolg in den westindischen und mexikanischen Gewässern fortgesetzt. Anfang 1863 wagte Kapitän Semmes sogar, nordstaatliche Kriegsschiffe im Busen von Mexiko anzugreifen. Es gelang ihm am 11. Januar, das Kanonenboot „Hatteras“ in den Grund zu bohren. Mit den Erfolgen wuchs selbstverständlich auch der Mut und die „Alabama“ begab sich dann weiter nach Süden, und zwar in die brasilianischen Gewässer. Anfang August erschien sie zur Ausbesserung am Kap der guten Hoffnung, um dann in den Indischen Ozean zu dampfen. Auch hier fielen ihr eine stattliche Zahl von Schiffen in die Hände. Kapitän Semmes dehnte seine Fahrt bis Singapur aus, von wo er sich Anfang Oktober 1864 nach Europa begeben mußte, um eine gründliche Instandsetzung des Schiffes vorzunehmen. Seine Tätigkeit hatte die nordstaatliche Schiffahrt beinahe vollständig lahmgelegt. Nicht weniger als 65 amerikanische Schiffe waren von der „Alabama“ genommen worden. Ebenso wirkte nun die „Emden“. Auch sie wurde in kurzer Zeit der Schrecken ihrer Feinde. Bald war sie hier, bald da, immer dort, wo ihre Verfolger sie am wenigsten vermuteten. Nicht weniger als 51 Schiffe soll die „Emden“ nach englischen Feststellungen in den drei Monaten gekapert und vertriebt haben! Darunter befinden sich 34 englische, zehn französische und 7 japanische Dampfer.

Während der „Alabama“ ihre Erfolge wesentlich dadurch ermöglicht wurden, daß das Schiff stets in neutralen Häfen Zuflucht fand und daß die Briten regelmäßig verbrannt wurden, mußte die „Emden“ die Londoner Seerechtsdeklarationen von 1909, die auch von Deutschland anerkannt waren, befolgen. In jedem neutralen Hafen hatte sie nur ein Aufenthaltsgerecht von vierundzwanzig Stunden, dann hieß es weiter, weiter ins Ziellose, ohne Zusammenhang mit der Heimat, ohne jeglichen Stützpunkt, ohne Aussicht auf Verproviantierung und Kohlen, nur auf sich selbst, auf eigene Kraft gestützt.

Doch zurück zur „Alabama“. Am 11. Juni 1864 erreichte diese Cherbourg, wo Kapitän Semmes bei der für die Südstaaten günstigen Haltung Frankreichs die erforderlichen Arbeiten am ehesten ausführen zu können glaubte. Aber schon nach drei Tagen erschien das nordstaatliche Kriegsschiff „Kearfarge“ vor dem Hafen. Semmes war sofort entschlossen, den Kampf mit dem gleich starken Gegner aufzunehmen, obwohl dessen Hauptteil eine Art Panzerdeck besaß. Er verließ am 19. Juni den Hafen und fuhr auf den „Kearfarge“ zu. Dieser war der „Alabama“ an Geschwindigkeit, Manövrierfähigkeit und Schußweite überlegen und ließ sie nicht an sich herankommen. Die Schüsse der „Alabama“ blieben ohne Wirkung, während das Feuer des „Kearfarge“ dem konföderierten Schiffe zahlreiche Schußlöcher und Verluste beibrachte. Etwa eine Stunde lang umkreisten sich die feuernden Schiffe, dann begann die „Alabama“ schnell zu sinken. Kapitän Semmes befahl, die Platte der Konföderation niederzuholen. Die Besatzung verließ das Schiff und versuchte, schwimmend das Land zu erreichen. Sie wurde größtenteils durch den „Kearfarge“ und eine englische Jacht gerettet. 19 Mann ertranken, 7 wurden getötet, 21 verwundet. Kurz nachdem die Mannschaft das Schiff verlassen hatte, ging die „Alabama“ unter.

Ihre Tätigkeit hat späterhin zu einem langen völkerrrechtlichen Streit zwischen den Vereinigten Staaten und England geführt, der sogenannten Alabama-Frage. Diese wurde im Jahre 1871 in Genf durch ein Schiedsgericht zu Gunsten der Vereinigten Staaten entschieden; England mußte an diese eine Schadenersatzsumme von 310 Millionen Mark zahlen.

Aus feldpostbriefen.

Im Kampf mit den Indern.

Deute hatten wir zum erstenmal gegen die Inder zu kämpfen und weiß der Teufel, das braune Lumpenpack ist nicht zu unterschätzen. Wir alle sprachen zuerst mit Geringschätzung von den Indern, und unsere Meinung war auch sehr begreiflich, wenn wir die Kammergerichte besahen, die so oft als Gefangene an uns vorbeigeführt wurden. In Lumpen gehüllt, frierend wie die Schneider, mit blaugrotenen Nasen und eingezogenen Schultern, schälten sie dabei, so daß die tollsten Witze über die Markbundesgenossen der Franzosen gerissen wurden.

Deute nun lernten wir die Bande von einer andern Seite kennen. Wir lagen schon seit drei Tagen unter dem ununterbrochenen Geschützfeuer der Engländer in unseren Schützengraben und hatten Mangel an Nötigsten, denn nur des Nachts war es möglich, uns zu verproviantieren. Wasser hatten wir genug, über uns und unter uns, so daß wir die schönsten Freibäder nehmen konnten. Durst litten wir demgemäß nicht, desto mehr aber Hunger. Die Engländer schienen ein diabolisches Vergnügen daran zu haben, uns mit Granaten zu bewerfen. Gottlob wurde nur sehr wenig Unheil angerichtet und wir fühlten uns im großen und ganzen gar nicht mal so ungemütlich in

langem Erdschern; wenn eben genügend zu füttern begreifen wäre, hätten wir kaum geklagt. Nachdem es nun, wie gesagt drei Tage lang Granaten geregnet hatte, den himmlischen Regen nicht gerechnet, dachten die Herren Briten wohl, wir wären jetzt ziemlich aufgeweicht und in drei aufgelöst. Deshalb hatte sie uns den Besuch ihrer braunen Bundesgenossen zugesagt, die uns mit Haut und Haar aufessen sollten. Weiß der Teufel, was die Engländer den Kerlen eingetrichtert hatten, auf jede Fall waren die, welche da gegen unsere Linien anstürmten, durch den Regen oder sonst vom bösen Geist befallen. Unter einem furchtbaren Gebüll, gegen das unser Hurraufen wie das Bimmern von Säuglingen klang, sprangen Tausende von braunen Gestalten auf uns zu, und zwar so plötzlich, wie aus dem Nebe herab. Schnell waren wir jedoch gefaßt, und das Gewehr in der Hand erwarteten wir den Angriff in aller Ruhe. Gar zu freigeigig war der Anblick der anstürmenden Gorden nicht, besonders für unsere militärisch geschulten Augen, denn die brüllende, heulende, herantanzende und wild die Waffen schwingende Horde wirkte eher komisch wie heimgängig. Auf 100 Meter ließen wir das Gefindel heran kommen, dann erschufen wir ein rasendes Säneffeu, das Hunderte wegnahmte. Doch dem ungeachtet drangen die andern vor, vorschneidend wie die Kaper, und mit beispielloser Gewandtheit über die Hindernisse wegtretend. Im Nu waren sie in unsern Schützengräben und wahrlich die Braunen waren keine zu verachtenden Gegner. Mit Kolben, Bajonetts, Säbel und Dolch wurde jetzt auf einander losgehauen und gestochen, und wir hatten bitter harte Arbeit, die uns erst durch im Lauffschritt herbeieilende Verstärkung erleichtert wurde. Dann aber warfen wir die Kerle zu den Schützengräbern heraus und zwar so, daß ihnen Hören und Sehen verging. Wir gingen dann natürlich weiter vor und verfolgten den Feind bis in seine eigenen Schützengräben hinein. Bei unserm Vorgehen begannen wir den Feind, die verwundeten oder sich tot stellenden Jüder nicht unbedachtlich zu machen, indem wir ihnen die Waffen abnahmen. Wir sollten diese Unterlassung schwer bereuen, denn kaum waren wir hinter dem fliehenden Feinde 100 bis 150 Meter hergerückt, als wir auch schon von hinten Feuer bekamen, das viele der Unfrigen fällte und uns an noch tollkräftigerer Verfolgung der andern hinderte. Die Wut, mit der wir zurückgingen und über die heimtückische Wande herfielen, ist nicht zu beschreiben. Ein heimtückischer Volk habe ich noch nie kennen gelernt, schon das schlangengleiche Straßentier und plöckliche Vorstehler ist unheimlich. Noch schlimmer ist dieses, sich tot stellen und hinter dem vorrückenden Feind herziehen oder aufspringen und mit Messer und Dolch in den Rücken des arglos passierenden Gegners wüten.

Um so erbärmlicher betrogen sich die Kerle in der Gefangenschaft, und hier ist es nun wieder, wo die alte deutsche Gutmütigkeit die Oberhand behält und die gefangenen Jüder bemitleidet, denn im Grunde genommen können die armen Teufel ja nichts dafür, daß sie uns gegenüber stehen. Ein eingeborener Offizier sagte uns, daß die indischen Truppen mit Maschinengewehren durch die Engländer vorgetrieben wurden und daß große Mengen von Spirituosen an die Leute verteilt würden. Auch kurrten die tollsten Schauergeräusche bei den indischen Truppen über uns, desto größer ist die Verwunderung, wenn sie bei uns anständig behandelt werden. Sowie der Jüder gefangen genommen worden ist, ist er zahn und gutmütig wie ein Kind, weiß der Teufel, was die Engländer für Mittel anwenden, um die Wurzeln so gemeingefährlich zu machen. Auch sind fast alle Jüder mehr oder weniger krank, die meisten lüsten Händel, frieren ganz erbärmlich und zeigen in ihrem ganzen Handeln und Benehmen so recht ihr Sklaventum. Händelküssen usw. ist ein Zeichen der Dankbarkeit, und drollig ist es zu beobachten, was für Gesichter unsere Leute schneiden, wenn sie die oft 14 Tage nicht gewaschenen Hände geküßt bekommen.

Rittmeister und Dichter in der Scheune.

Rudolf G. Binding, einer der bekanntesten und besten unter den jüngeren deutschen Schriftsteller-Dichtern, schreibt aus dem Bausen vom 17. Oktober an die „Frankfurter Zeitung“ folgenden sehr gelungenen Feldpostbrief.

Warum wird der Mensch eigentlich nicht mit Reithöfen geboren? Das ist eine ganz berechtigte Frage, täglich an die Natur von neuem gestellt. Man zieht sie ja doch nicht aus. Und durch viele Tage und Wochen wachen sie dem Skatallerischen an, wie seinem Pferd der bide Pelz in diesen schon recht kalten Oktobertagen. Auf dem Stroh hinter dem Pferd, zur Nacht in der Scheune: das ist sowohl das Sicherste, als das Sauberste und — wahrhaftig! — das Traulichste. Doch ins Dunkel geht der Raum der Scheune. Es duftet scharf und rein von dem gepökelten Stroh. Rebe Lampe ist gelöscht. Orzger und Mannkaff horden noch auf das einschläfernde, beruhigende Geräusch, das freckende Pferde machen. Sie schaukeln leise in den sich wärmenden Käfer in den Freiseiteln und malmen und malmen ohne Unterlaß. W und zu ein kurzes Stampfen auf dem dumpf hallenden Stroh; ab und zu ein leises Knistern in der Lagerstatt der Leute; ab und zu ein längerer, ausrunder Atemzug; dann ist alles still. Die Pferde legen sich mit einem ruhigen Grunzen und rühren sich für Stunden nicht. Die Mannschaft, für Sensationen dieser Art schon abgestumpft, schläft ein nicht schlafen. Nicht so bald, und trotzdem er wohl möchte. Selbst: ich denke fast nie zu, zu Freund und Freundin, zu Vater und Geschwister, zu Heimat und Haus. Das ist alles in so guter Gut; das ist alles in einer selbstverständlichen Sicherheit. Aber ich denke an die Patrouille, die weit draußen in am Fond im nächtlich Unbekannten und Ungeheuren, ich denke an die Pferde, die heute zu den Infanterie-Vorposten abgegeben werden müssen: ob man ihnen und den Reitern nicht zu viel überlangt. Denn die Vorstellung von der Leistungsfähigkeit der Kavallerie im Patrouillenreiten, im Vorpostendienst, im Ueberbringen von Meldungen, im Hin und Her scheint bei der Infanterie bis zur Unbegrenztheit zu gehen. Und ich habe an Pferdmaterial nicht das Beste. Bauernpferde, vielfach nicht unedel, aber doch ganz untrainiert, vielfach aus Ader und Pfug unmittelbar auf die Straße und unter den Mann genommen. Noch am letzten Tage vor dem Abtransport nach der Grenze hab ich ein Dutzend edler Pferde aus, die größtenteils noch wie einen Reiter getragen hatten. Heute gehen sie wie die alten, lange Märkte sind gute Wehrmeister für neue Pferde. Aber der Vorpostenkommandeur weiß nichts von meiner Sorge.

Ich denke an den Feind. Werden wir ihn fassen? Es ist drei Uhr nachts. Es klopft energisch an die Scheune. „Der Rittmeister!“ — „Ja! Wer?“ — „Wachtmeister mit Befehl von der Division.“ Das Scheunentor rollt zurück, im dunkelblauen Spalt steht die Laterne auf der Brust, die hämmige Gestalt eines Mannes, der nicht weiß, was Wichtigkeit ist. Er tritt herein. Die Dragoner rücken zur Seite. Neben mir in der Hand, und während er den Befehl verliest, beginnend mit den letzten von meinen Patrouillen überbrachten Nachrichten vom Feind, suche ich auf der Karte die vielen im gehörten Namen, die zu dem möglichen Gebiet der Aufklärung und der Operation gehören. Dann erfolgt mein Befehl für die Eskadron, den der Wachtmeister sich erhebend wie selbstverständlich wiederholt. Ein Sporenzusammenstoßen: Der blaue Spalt schließt sich. Das Dunkel des Raums steht von neuem in ungewisser Höhe über mir.

Dann kommt der Schlaf, denn alles ist nun durchdacht, die Zeit des Ausrückens bestimmt; es sind noch drei gute Stunden. Die werden wahrgenommen. Aber noch einmal erwache ich. Und ein unerhörtes Bild, von hellen bis zum ruhigsten Braun Rembrandtscher Farben spielend, steht vor mir. Die Dragoner tranken. Ein flackerndes Licht im hohen Stroh, gefüllte Pferdeshöpfe verbarren darin und gestreckte Häuse ziehen ruhig, lange, lange das Wasser um dem Gefäß. Geduldig und wie vor einem heiligen Geschehen stehen die Männer. Der eine ist ganz im Licht, der andere ist ganz ein Schatten. Und es ist wieder einmal wahr geworden, daß uns die einfachste Handlung am meisten ergreift. Dieses Trinken der Pferde: da war kein Krieg mehr, nicht Freund noch Feind, nicht Fremde noch Heimat — da waren diese Pferde, die tranken, da waren diese Männer, die sie trankten. Der Morgen kam. Satteln, Aufsitzen, Marsch. Dem Feinde entgegen!

Der Untergang der „York“.

Ein geretteter junger Kavallerist aus Jena schreibt an eine Eltern: Wir wollten am 4. November, am Tage des Unglücks, nach der West fahren. Der Rebell war so stark, daß wir kaum 100 Meter weit gehen konnten. Mit einmal wurde der Rebell so stark, daß wir nicht weiterfahren konnten. Unser Kommandant gab den Befehl zum Untern. Da waren wir aber schon zu weit in der Mine in der Luft. Mit einer Mine wäre es noch nicht so schlimm gewesen, wir hätten das Schiff vielleicht noch schwimmend halten können. Aber es dauerte keine halbe Minute und da flog auch schon die zweite Mine in die Luft und die hat uns den Rest gegeben. Kaum war der zweite Schuß gefallen, so legte sich das Schiff auf die linke Seite und innerhalb zweier Minuten war die „York“ gesunken. Das Wasser ist dort 14 Meter tief und das Schiff selbst hat sich vollständig gebreht, so daß der untere Teil des Schiffes nach oben steht und noch zwei bis drei Meter aus dem Wasser herausragt. Wir alle, die oben an Deck waren, mußten ins Wasser springen und viele, unter ihnen auch ich, haben sich durch Schwimmen gerettet. Alle die, die unter Deck waren und in der kurzen Zeit nicht herauskommen, sind elend umgekommen. Auch zwei Jüden sind mit umgekommen und zwei sind gerettet. Die Namen sind A. (hat in der Glashütte gearbeitet) und B. (bei Bess). Durchfaßt und ich haben uns gerettet. Viele von meinen Kameraden sind noch im Wasser ertrunken, die sich nicht so lange schwimmend halten konnten, denn erstens war das Wasser so kalt und zweitens kamen die Rettungsdampfer zu spät, weil sie uns in dem dicken Nebel nicht finden konnten. Ich selber habe 1 1/2 Stunden im Wasser gelegen; und auch ich merkte, wie mir meine Glieder alle steif wurden; lange durfte es nicht mehr dauern, dann wäre auch ich ertrunken. Als der Rettungsdampfer kam und mich herausholte, bin ich zusammengebrochen, denn meine Beine waren so steif, daß ich nicht mehr stehen konnte. Ich hatte mich erkältet und auch einen gefährlichen Schnupfen hatte ich, ist aber jetzt alles wieder in der schönsten Ordnung. Viele Eltern! Das Gend selber, wie es auf dem Wasser zugen in dem Augenblick, wo die „York“ gesunken ist, läßt sich gar nicht beschreiben. Das Geschrei und das Hilferufen, das war kaum zum Aushalten. Der eine rief: „Hilfe, Hilfe, ich ertrinke!“, der andere rief: „Rettet mich, ich bin verheiratet!“ Viele andere beteten im Wasser und selbst der Pastor, den wir erst zwei Tage zuvor an Bord bekommen hatten, gab seinen Segen im Wasser. In einer so ersten Stunde ist jeder auf sich selbst angewiesen. Wer sich nicht so lange schwimmend über Wasser halten konnte, mußte ertrinken.

Ein Kampf mit einem Flieger.

Ein Brief, der dem Bodumer „Volksblatt“ von einem Parteigenossen zur Verfügung gestellt wurde, schildert in anschaulicher Weise den Kampf mit einem französischen Flieger: Heute nehme ich die Gelegenheit wahr, um Dir eine Episode, und zwar eine selbsterlebte, vor Augen zu führen, welche geeignet war, mir das Grauliche eines Krieges an sich zu veranschaulichen. Ich bin zur großen Batterie der 2. Division des Garde-Korps eingeteilt. Am 9. 9. 14 hatten wir unsern Bivouakplatz gewechselt und lagen unweit des Ortes B. auf einem Feld und warteten auf einen weiteren Marschbefehl. Wir hatten unsern Mittagessen gekostet und verzehrt und lagen schlafend und schreibend unter dem zum Schutz vor den Sonnenstrahlen errichteten Zelten. Gegen 5 Uhr wurden wir durch einige Gewehrschüsse aus unserer Ruhe aufgeschreckt. Wir krochen ins Freie, um den Grund des Alarms zu erfahren, und sahen einen französischen Flieger in bedeutender Höhe über unserm Lager kreuzen. Wir dachten uns erst weiter nichts dabei, wir hatten dieses schon oft beobachtet.

Kost alles, was ein Gewehr hatte, feuerte auf den Flieger. Blöcklich hörten wir einen lauten Knall. Etwas vom Lager ab in der Nähe der Weinberge sah man eine Wolke von Rauch und Staub aufsteigen. Sofort war es uns klar, daß der Flieger eine Bombe geworfen hatte. Jetzt suchten viele Dedung in den Weinbergen und Büschen, welche die Winger zur Fußbetretung der Werkzeuge in denselben errichtet hatten. Unser Wachtmeister, der das Kommando über unsere Batterie hat, trank in aller Eile einen zweiten Kaffee. Inzwischen schickte sich der Flieger zu einer zweiten Runde über unser Lager an. Blöcklich hörte man einen zweiten Knall und sah von der Straße, an der wir lagen, Rauchwolken aufsteigen. Schreie wurden bemerkbar. Ein Trompeter war getötet, einem Kanonier ein Fuß weggerissen und viele Pferde waren teils getötet, teils waren die Verletzungen so schwer, daß sie erschossen werden mußten. Inzwischen erschien ein zweiter Flieger über unserm Lager. Seine erste Bombe fiel wirkungslos jenseits eines Bahndammes, welcher gegenüber unserm Lager jenseits der Straße sich befand. Er machte eine Schwenkung und wir hofften schon, daß er wieder verschwinden würde, als er noch einmal über das Lager machte. Ich stand jenseits der Straße, von wo aus wir auf den Flieger feuerten. Blöcklich sah ich dort vor mir einen Feuerstrahl, dann eine Rauchwolke, und mitten in dieser Wolke sah ich einen Infanteristen. Sein Körper war bis zu den Schultern durch Rauch verdeckt, und was auf den Schultern stand, schienen mir die blühigen Fäden eines Reiterkopses zu sein. Der Anblick war so furchtlich, so grauenvoll, so daß ich die zwei letzten Mächte nicht schlafen konnte. Immer fest der Infanterist vor mir ohne Kopf und an Stelle des Kopfes ein blutiger Fleckklumpen. Das Bild will mir nicht aus dem Gedächtnis heraus. Ich habe mir den Infanteristen später gesehen. Er lag auf dem Gesicht, die Schädeldede war abgehoben, das Gehirn lag umher, über und über war er mit Blut bespritzt. Nachdem wir die Toten begraben hatten, marschierten wir die ganze Nacht durch und schlafen erst am andern Morgen um halb 4 Uhr unser Lager auf, welches wir wieder um 6 Uhr verließen.

Kleine Nachrichten.

Kraukau. Nur 9 Kilometer von der russischen Grenze entfernt liegt die Festung Kraukau, am nördlichen Ufer der 120 Meter breiten Weichsel. Die Stadt, die über 150 000 Einwohner hat, ist von bebautem Hügel land umgeben, im Westen erhebt sich niedriges bewaldetes Bergland, südwärts breitet sich eine zum Teil versumpfte Niederung. Kraukau beherrscht den Zugang von Schlesien und Russisch-Polen. An der Weichsel erhebt sich auf einem Hügel das alte Krak, dessen Anfänge bis

ins 13. Jahrhundert zurückreichen. Von 1820 bis 1812 war es die Residenz der polnischen Könige.

Bei der dritten Teilung Polens fiel Kraukau an Oesterreich, 1809 wurde die Stadt dem Großherzogtum Warschau einverleibt. 1815 bildete sie die Hauptstadt der kleinen neu errichteten Republik Kraukau. Die Teilnahme der Kraukauer Bevölkerung an den polnischen Aufständen von 1830, 1836, 1838, 1841, 1846 führte zu wiederholten Besetzungen durch russische und österreichische Truppen. 1846 kam die Stadt — nach Vereinbarung zwischen Oesterreich und Rußland an Oesterreich, eine Abmachung, gegen die England und Frankreich vergebens Einspruch erhob.

Die Festung Kraukau ist oft bestürmt und genommen worden; so wurde sie im 18. Jahrhundert dreimal von den Tataren erobert, 1769 von den Russen. Von den alten Befestigungen ist nur noch wenig vorhanden. Die neue Befestigung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts entsprach den heutigen Anforderungen einer Festung nicht mehr, die sowohl Oesterreich gegen einen russischen Angriff von Norden zu schützen hat als auch Stützpunkt einer österreichischen Offensive gegen Rußisch-Polen sein soll. Man hat also in neuester Zeit die äußeren Fortwälle auf die durch Schluchten getrennten Höhen dicht an der Grenze vorgeschoben und auch Panzerwerke errichtet.

Selbst ein Augsburger Kriegsfreiwilliger. Die dritte Kompagnie des 17. bayerischen Infanterie-Regiments war in der Nacht vom 31. Oktober auf 1. November im erbitterten Sufarentamp um den Ort B. . . auseinander gekommen. Am Ortsrand trafen mit dem Kompagniechef nur wenige Leute ein, die sämtlich hier im Feuerkampf fielen. Nur der Infanterist Johann Gott, dem der Tornister von Geschossen durchschossen war, blieb am Leben. Gott befeuerte sich mit Mantel und Mütze eines neben ihm liegenden gefallenen Engländers. Befehle hinter die Front der englischen Schützen und begab sich dort zu den Munitionswagen und Feldküchen. Dort blieb er mehrere Stunden, sahle mit den englischen Soldaten Kaffee und machte sich an einem Munitionswagen zu schaffen, indem er dessen Pferde fütterte.

Als Jot das Herannahen der Dämmerung und damit ein Erkenntwerden befürchtete, setzte er sich auf das Sattelkissen des Wagens, brachte ihn zur englischen Schützenlinie vor und entleerte die Munition. Zustatten kam Jot, der vorher zur See gefahren war, die Kenntnis einiger englischen Ausdrücke und Flüche. Während die englischen Schützen mit Entnahme von Patronen beschäftigt waren, sah Jot rasch auf und fuhr im Galopp über den Schützengraben in Richtung auf die deutsche Stellung davon, zum Freund und Feind lebhaft beschossen. Zum Glück fand er in einer kleinen Wälder Dedung. Die englischen Beschießungsküchle wachte er hier wieder mit deutschen um, da Verwandte und gefallene Deutsche in der Wälder lagen. Nachdem er auf seinen Wagen einen verwundeten Offizier und drei verwundete Mannschaften aufgeladen hatte, fuhr er zu den deutschen Linien weiter. Am Abend des 1. November kam er mit Wagen und drei Verwundeten — der Offizier war unterwegs gestorben — zum Generalkommando. Der kommandierende General übergab dem wackeren Mann, einem Kriegsfreiwilligen aus Augsburg, das Eisene Kreuz.

Ein Spiel, das die Franzosen nicht kennen. Ein Turnnotte schreibt aus der französischen Gefangenschaft der „Arbeiterzeitung“ eine Postkarte folgenden Inhalts: Viele Grüße aus der Kriegsgefangenschaft sendet euer Turngenosse O. H. P. Wir spielen jeden Tag das schöne Spiel „Koch und Apfelschießen“.

Dem französischen Gefangenen-Kommandanten scheint dieses „Spiel“ nicht bekannt zu sein, sonst hätte er die Werbung wohl nicht durchgehen lassen. Erreulich ist es aber nicht, daß die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich hungrig zu müssen.

Das Schicksal der Liebesgabe. Aus Mitteln ihrer Sparbüchse stiftete eine Ludwigsbader Volkschülerin eine Liebesgabe in Tabak, die vom roten Kreuz ins Feld befördert wurde. Der Sendung lagte das Kind folgenden naiven Brief bei: „Wer der Soldat! Ich sende Ihnen diesen Tabak. Kommen Sie bald und gesund wieder. Viele Grüße von Herta Kaufherr, Ludwigsbader a. M., Weitenstraße 12, 3.“ Einige Tage später erhielt das Kind den Dank des Empfängers in Gestalt eines Feldpostbriefes mit einigen launigen Versen, aus denen zur unbändigen Freude des Mädchens hervorging, daß seine Sendung zufällig den eignen Vater beglückt hatte, und zwar unseren Genossen Arbeitersekretär Kaufherr. Das Gedicht und der Dank des Vaters aus dem Brief wird für das Kind ein dauerndes Andenken an diese schwere Zeit bleiben und mag andere Kinder zu weiteren Liebesgaben anfeuern.

Weiteres.

Ein Mißverständnis. Auf einer Funkenstation in Russisch-Polen hat der lästige russische Regimentkommandeur einen deutschen Funkenpruch abgefangen.

„Eig auf ganzes Linie.“ schreibt er, „deutsches Regiment hat eben Befehl zum Ausrücken erhalten!“

Personalnachricht. Der Gouverneur von Lodz, Generalleutnant v. Nebert, soll erklärt haben, eine auf ihn fallende Wahl zum Abgeordneten von Lodz für den polnischen Reichstag anzunehmen, nachdem der Wahlkreis Borna-Bogau ihn endgültig als abkömmlich bezeichnet hat.

„Regierung.“ „Es ist doch sehr anständig von Frankreich,“ sagte ein Mitglied der belgischen Regierung, „uns in Dava zu behaupten. Zweihunderttausendvierzig Genarmen stehen zu unserem Schutz bereit, wir haben zu essen und zu trinken. Wenn wir nun noch etwas zu regieren hätten, wäre alles in Ordnung.“

Der getränkte Kommerzienrat. „Man bezahlt seinem Personal immer noch zu viel Gehalt!“ Jetzt stehe ich mit ganzem Mark in der Gabeln des roten Kreuzes und mein Wachtmeister gleich dahinter mit dreißig Mark! Ich werde ihm die Vornehmheit schon austreiben. Vom nächsten Monat ab gibt's Gehaltsabzug — wegen des schlechten Geschäftsgangs!“

An was der Bayer denkt. Ein Bayer aus München besorgte bei Dirmüden einen Engländer im schattigen Hofraum. Der Bayer führte den Engländer ganz freundlich in ein nahegelegenes Geschäft, zog ihm die Uniform aus und gab ihm eine Quittung dafür, daß er sie nach dem Wünschener Fasching wieder abholen könnte. Aus dem „Wahnen Jacob.“

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung besorgen werden.) Plutus. Kritische Wochenschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Bernhart). Inhalt vom 47. 48. Heft des ersten Jahrgangs: Staatsdiener. — Deutsches Akzept. Von Fritz Zutrauen-Berlin. — Deutschlands Wirtschaftslagen im Kriege. Von Josef Mendel-Berlin. I. Die Abrechnungsmittelversorgung. — Reue der Preise: Vankündigungen in Frankreich. — Die Berliner Börse im Jahre 1806. — Entlassung feindlicher Ausländer. — Die Höhe des deutschen Goldbestandes. — Ledernot. — Die Lage der Industrie im Rheinland. — Umschau: Rothschilde. — Sympotische Stadtanleihen. — Gedanken über den Geldmarkt. Von Justus. — Plutus-Werkhofel. — Plutus-Archiv: Generalbesprechungen. — (Abonnement vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Plutus Verlag 4,50 Mk. Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus Verlag, Berlin W. 82, Neustraße 21.)

No. 10. Ausgabe 1. menthpri 6 4; am 6. In der nicht loses Sp. nahezu a Genühni Umhänge bemächigt nicht allie. Jhr ungerde dro den Dopli. Aluminat. Beinh. Nibol. Zeeol. Balmleer. Kartoffel. Dier. über den gen; für herstellung wesen. fuhr über den letzte hellungse in irgend Breißeite gelogt. — einen Wfren, um a in Krieg große Pa mit dem ihnen wö nicht: Es fälms de läde sich angehörte sich ject a ein Sobel und Berl. moie an ject — n Zukunft. Wir kö lster Spel treide, jon schinen mit dem Firmen bei Tausende dem mir denjenigen drohe Ba. Wir ha A u s e u erköten. des gefor bedarf kein keinen Den dem g e f e. Leider gegen die händig, de Vermögen obwohl es Zustand, d len den K zu machen. Das J. Krieges. wenn die auch nur e ere um r legige Zuf. Ninderbei. dabon kan rung über Mittel und gerechtigke ihr Leben bemühen, u wie g r i t.